

Nachtfalter“ ist eines der grimmigsten und zartesten Gedichte Gottfried Kellers. Es berichtet vom Beinahtod und von der Rettung eines Insekts und gibt Einblick ins Laboratorium eines Dichters: „Ermattet von des Tages Not und Pein, / Die nur auf Wiedersehen von mir schied, / Saß ich und schrieb bei einer Kerze Schein, / Und schrieb ein wild und gottverleugnend Lied.“

Ein Dichter, der ironischerweise den Frieden mit Gott im Vornamen führt, vollzieht eine trotzig-rebellious gegen Gott. Während er sich seinem zornigen „Höllensalter“ hingibt, kommt es in dieser „süßen Nacht“, die in erbitterter Schlaflosigkeit vergeht, zu einer besonderen Begegnung: „Da schwebt herein zu mir ein grauer Falter, / Mit blinder Hast der Kerze Docht umkreisend; / Wohl wie sein Schicksal flackerte das Licht, / Dann züngelt“ seine Flamme still empor / Und zog wie mit magnetischem Gewicht / Den leichten Vogel in sein Todestor.“

Was für den Dichter simple Lichtquelle ist, wird für den Falter zur tödlichen Versuchung. Der kopflose Tanz um die Flamme ist Gegenstand kühler Beobachtung: Wie lange wird er's noch machen? Plötzlich geht ein sanfter Ruck durch das Gedicht. Der Dichter fühlt den „innerlichen Zwang“, das kleine Tier zu retten. „Doch als, zu nah der Flamme schon, fast sanken / Die Flügel, fasst ich ihn mit schneller Hand, / Zu seiner Rettung innerlich gezwungen, / Und trug ihn weg. Hinaus ins dunkle Land / Hat er auf raschem Fittig sich geschwungen.“

Der Dichter erschrickt fast über seine unbedachte, reflexhafte Rettungstat. Woher kommt der rätselhafte Impuls, dem Falter das Leben zu retten, ihn über der Leugnung Gottes nicht für dessen Abwesenheit büßen zu lassen? Der rasche Eingriff in das Schicksal des kleinen Insekts bleibt nicht folgenlos für sein Dichten. Der Falter hat ihm gleichsam eine Lektion erteilt. Der Dichter vertagt nämlich erst einmal sein blasphemisches Lied, in einem hinreißenden Gedichtschluss: „Ich aber hemmte meines Liedes Lauf / Und hob den Anfang bis auf weites auf.“

In der ersten Sammlung der „Gedichte“ war es abgedruckt, die 1846 in Heidelberg erschien, zwei Jahre bevor Keller, der verspätete Student, dort eintraf und voller Erregung die radikal religionskritischen Vorträge Ludwig Feuerbachs hörte. Der „Nachtfalter“ scheint gleichsam vorzeitig von dessen Gedanken entzündet. Auch wenn es keinen Gott geben sollte, verdient die leidende Kreatur Mitleid. Der Poet identifiziert sich mit dem Insekt, trägt im Falter auch seine eigene Seele rettend von der Flamme der Selbstauslöschung weg, von der Versuchung durch das „Todestor“.

In Heidelberg also steht Gott noch einmal auf dem Spiel, in einem Brief vom 28. Januar 1849 berichtet Keller von Feuerbachs Einfluss: „Ich werde tabula rasa machen (oder es ist vielmehr schon geschehen) mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachschen Niveau bin. Ich kann einstweilen diesem Aufruf nicht widerstehen. Mein Gott war längst nur eine Art von Präsident oder erstem Consul, welcher nicht viel Ansehen genoss, ich musste ihn absetzen. Allein ich kann nicht schwören, dass meine Welt sich nicht wieder an einem schönen Morgen ein Reichsoberhaupt wähle.“ Atheist auf Widerruf also. Er ist kein Eiferer wie Feuerbach, im selben

Auch Gedichte sind Insekten

Hinaus mit ihm ins dunkle Land: Wie Gottfried Keller einem Nachtfalter das Leben rettete und beim Übersetzen von Joseph Brodskys russischen Gedichten half.

Brief heißt es: „Denn ich werde nie ein Fanatiker sein, und die geheimnisvolle schöne Welt zu allem Möglichen fähig halten.“

Wer glaubt, die Welt werde entzaubert, wenn man mit Feuerbach Gott nur für eine Erfindung des Menschen hält, dem wirft Keller in einem Brief von März 1851 entgegen: „Im Gegenteil! Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen.“ Die bestürzende Erkenntnis der Einmaligkeit des Lebens verbietet es, auf Unsterblichkeit und ewiges Leben zu zählen, es gibt kein Weiterleben nach dem Tod. Umso kostbarer das Leben davor, und sei es das Leben eines Nachtfalters.

Laut dem 1849 in Heidelberg begonnenen Roman „Der grüne Heinrich“ war Gott für das Kind ein goldener Wetterhahn auf dem Kirchendach, ein metallischer Gockel, später ein „prächtig gefärbter Tiger“ in einem Bilderbuch. Im halbautobiographischen Roman steht: „Gott hält sich mäschenstill.“ Ist Gott auch eine Maus? So wie Gott ein Bestiarium durchläuft, so verwandeln sich die Dichter in das Tier ihrer Wahl. Vielleicht ist die Lyrik das letzte Gefäß, in dem archaisches religiöses Denken, Schamanismus und Animismus, bis in die Moderne überlebt hat.

Geflügelte Wesen sind die Seelen im Glauben vieler Völker: Psyche bei den Griechen, dargestellt als junges Mädchen mit Schmetterlingsflügeln, Ba-Seele der Ägypter – ein Vogelwesen mit Menschenkopf. Einen „leichten Vogel“ nennt Keller seinen Nachtfalter, er ist sein Emblem, sein dauerhaftes Totem. Noch in einem späteren Brief vom 25. Dezember 1876 schreibt Keller von einem fremden Gedicht, in dem ein brennender Nachtfalter erscheint (den offenbar keine rettende Dichterhand erreicht hat), und er tut es voller Respekt und dichterischer Solidarität: „Der brennende Nachtfalter, der wie ein Häuptling seinen Todesgesang singt. Man sieht den kleinen Kerl mit den Pelzflügeln und dem besuchten dicken Kopf leibhaftig.“ Häuptling und kleiner Kerl. Pelz, Kopfschmuck – und die leibhaftige Würde des Unscheinbaren.

Als ich 2006 für den Band „Brief in die Oase“ eine Auswahl von Joseph Brodskys Gedichten aus dem Russischen übersetz-

te, hatte ich einen geheimen Assistenten. Es war Gottfried Keller mit seiner Nachtfalter-Seele. Denn auch für Brodsky (1940 bis 1996) war der Falter Emblem und Seelenfreund. Als der Dichter nach einem absurden Prozess wegen „Parasitentums“ im März 1964 zu fünf Jahren Zwangsarbeit im russischen Norden verurteilt wurde, hatte auch er in einer anderen Jahreszeit eine besondere Begegnung, von der das Gedicht „Winterabend, Heuboden“ (1965) berichtet: „Der Schnee bepulperte das Heu / unterm Dach durch eine Spalte. / Ich wühlte im Heu und traf dabei / auf einen winzigen Falter.“ Dann bricht fast Jubel aus, denn es ist unwahrscheinlich, im Winter einen Falter zu finden. Es ist im wärmenden Heu dennoch geschehen. Das kleine Insekt scheint den Tod überlistet zu haben, der verblüffte Dichter redet es direkt an: „Falterchen, o Schmetterling! / übern Winter lebst du hin, / bist ins tiefe Heu geklettert, / hast vorm Tod dich husch! gerettet.“

Wie es sich für eine Epiphanie gehört, ist die Erscheinung voller Licht, das nicht nur von der Funzel in der Hand des Dichters herrührt: „Hat sich davongemacht und guckt / wie die Fledermausfunzel zuckt, / wie hell erleuchtet bis zum Rand / steht jetzt die breite Balkenwand. / Ich nehm es her an mein Gesicht / und sehe seinen feinen Staub / deutlicher als jedes Licht, / als meine eigene



Nachtfalter der Spezies *Blaues Ordensband*, gemalt 1869.
Foto Science Photo Library

grausamen Macht des Staates und dessen Vollzugsbehörden. Wenn bei Keller der Dichter – dem verleugneten Gott ähnlich – rettendes Schicksal spielt, erfährt er bei Brodsky ein im Gedicht glückhaft gewordenen Wunder.

Brodsky brauchte Kellers „Nachtfalter“-Gedicht nicht zu kennen, es gab zu jener Zeit kaum Übersetzungen seiner Gedichte. Als Boris Pasternak 1912 in Marburg studierte, bemühte er sich, Gedichte Gottfried Kellers zu übersetzen, die Entwürfe gingen verloren, es blieb bis zuletzt nur die Bezauberung. Doch Gedichtübersetzer sind Transmissionsagenten zwischen den Sprachen und Epochen, sie leben in mindestens zwei Welten, diversen Zeiten. Im linken Ohr das eine Rauschen, im rechten Ohr ein leises Flattern. Es gibt eine russische Tradition der Hinwendung zum Kleinsten. Der große Odendichter Gawril Derschawin (1743 bis 1816) schrieb 1807 ein „Lob der Mücke“, die er als Philosophen, Fürsten, Pharaos ansprach. Vermutlich erinnerte er sich, dass Vergil seit der Antike ein Gedicht auf eine Mücke („Culex“) wie ein Kuckucksei untergeschoben wird. Der Romantiker Wassilij Schukowskij sah den Falter in einem Gedicht von 1824 als Abkömmling des Himnells und „Boten der Unsterblichkeit“, und die Dichter um Alexander Puschkin beugten sich ebenfalls über die flatternden Gesellen.

Die Begegnung mit dem Falter ist also auch ein Rendezvous mit der Poesie der Vergangenheit. Sie schenkte dem verurteilten Brodsky Zuversicht: Die Zwangsarbeit

Haut.“ Hautnah ist die winzige Kreatur, in die sich der Dichter in einer schamanistischen Metamorphose verwandelt. Und aus der Einsamkeit wird eine erstaunliche Zweisamkeit als Einigkeit: „In diesem Abenddunkel sind / wir hier rundum allein. / Und meine Fingerkuppen find / ich warm – es könnte Juli sein.“

Der kleine Falter ist ein Magier. In den bitterkalten russischen Winter zaubert er Licht und Wärme, aus Januar macht er Juli. Kellers Rettung des Seelenvogels bekommt eine neue Wendung: Nicht der Dichter rettet den Falter, sondern der Falter rettet ihn, denn er lehrt ihn, dass das Leben stärker sein kann als Kälte und Tod. Von der sanften Überwältigung durch die unverhoffte Erscheinung und deren unabweisbare Lektion lebt Brodskys Gedicht.

Gab es bei Keller die Bedrohung durch die Kerzenflamme und das „Todestor“, bleibt bei Brodsky die Gefährdung im Entstehungsdatum unter dem Gedicht ahnbar. Das Jahr 1965 bezeichnet die Zeit der Zwangsarbeit im eisigen russischen Norden, die Gefahr verkörpert sich in der

wird ein Ende haben. Dank internationaler Proteste kam Brodsky nach achtzehn Monaten frei, konnte nach Leningrad zurückkehren, wurde jedoch 1972 aus der Sowjetunion ausgewiesen und lebte bis zu seinem Tod 1996 im New Yorker Exil. Dass er 1987 den Literaturnobelpreis bekommen würde, ahnte der Mann auf dem winterlichen Heuboden nicht.

Auch beim Übersetzen eines anderen frühen Gedichtes von Joseph Brodsky, das nicht in die Auswahl fand, reichte Gottfried Keller seine helfende nachaktive Hand. Das 1960 entstandene Gedicht des Zwanzigjährigen ist eine direkte Ansprache an den Falter, freundschaftliche, fürsorgliche Beschwörung – und Erteilung eines Auftrags. Der Dichter weiß, dass er den kleinen Falter hätte zerdrücken können. Er tut es nicht, wie sein ihm unbekannter Schutzpatron Gottfried Keller. Kein Dichter zerstört das Emblem der Dichtung. Im Gegenteil: Er leiht ihm seinen Atem, seinen Hauch – mithin seine Seele: „So flieg schon weg, du weißes Falterchen. / Ich ließ dich gern am Leben. Nimm's als Ehre / Zum Zeichen deines kurzen Wegs: Na also denn – / Flieg weg! Den Wind wird dir mein Hauch jetzt mehren: / Ich blas dir ganz behutsam hinterher.“ Das Gedicht als Geleitbrief: Der Falter soll heil durch eine Reihe von Gefahren fliegen (Drähte, Räder, Vögel). „Flattre nun rascher über kahle Gärten – / vorwärts, mein Lieber! Und nur eins noch, hör: / Sei vorsichtig bei jenen scharfen Drähten. / Ich gab dir keine Nachricht mit, o mein, / nur einen hartnäckigen Traum liebkosend; / du wirst wohl eins von jenen Wesen sein, / die aufblitzen am Rande der Metempsychose. / Pass auf nur, unterm Rad gerat bloß nicht, / Weich Vögeln aus durch vorgetauchte Bahnen. / Und zeichne rasch vor ihr dort mein Gesicht / im Leeren des Cafés. In zarten Nebelschwaden.“

Hier wird die Sache mit der Seele explizit, in der Metempsychose, dem griechischen Wort für Seelenwanderung. Der Falter transportiert die Dichterseel in zu ihr, dem weiblichen Wesen, das in einem Café voll Zigarettenrauch (die „zarten Nebelschwaden“) vergeblich auf ihn wartet.

Dass das Gedicht am Schluss noch zum Liebesgedicht wird, war nicht vorauszusetzen. Es gibt eine Mission für das kleine, komplizierliche angesprochene Insekt („vorwärts, mein Lieber!“): Es soll im Café vor der geliebten Frau, die einzig im persönlichen Fürwort gegenwärtig ist, das Gesicht des Dichters in die Luft zeichnen, gleichsam als dynamisches Porträt.

Der Falter setzt Zeichen in die Luft – als Stellvertreter des Dichters. Das Gedicht ist das Gesicht, denn wie soll sie die Porträtzzeichnung des Falters erkennen, wenn nicht in schriftlicher Form: als Gedicht, das von einem Falter spricht. Auch Gedichte kennen Finten, fliegen auf „vorgetauchten Bahnen“. Auch Gedichte sind Insekten, den eingeschnittenen Körper bezeichnen die Verse. Brodsky sah in seinem Falter einen Lebensboten gegen die Mächte der Zerstörung, einen Liebesboten und eine Seele auf ihrer Wanderung. Es ist die Seele der Poesie, die auf ihren unvorhersehbaren Wegen den zweihundertjährigen Gottfried Keller flatternd grüßt.

RALPH DUTLI

Der Autor ist Schriftsteller und Übersetzer. Zuletzt erschien sein Roman „Die Liebenden von Mantua“.

Frankfurter Anthologie

Redaktion Hubert Spiegel

Theodor Fontane

Zeitung

Wie mein Auge nach dir späht,
Morgens früh und abends spät,

Die besten Plätze sind alle leer,
Was noch lebt, gefällt mir nicht mehr.

Aber wie sie mogeln und sich betören,
Davon mag ich noch gerne hören.

Wie sie sich zanken und sich verhetzen,
Ist mir gar nicht zu ersetzen,

Stöcker, Hammerstein, Antrag Kanitz,
Edler zu Putlitz und Edler von Planitz,

Liu-Tang und Liu-Tschang,
Christengemetzel am Yang-tse-Kiang –

Wie sie mogeln und sich betören,
Davon will ich tagtäglich hören.

Will mir, wenn sie ganz arg es treiben,
Vor Vergnügen die Hände reiben,

Und will aus dem Leitartikel erfahren
Die Gedanken des Sultans oder des Zaren.

Vielleicht entbehrt es des rechten Lichts,
Aber enfin; das schadet nichts,

Im ganzen ist es doch immer noch besser,
Als ein Weisheitsschnitt mit eignem Messer,

Und nichts kann mich so tief empören,
Als auf Zeitungsschreiber schimpfen zu hören.

Da stehn sie mit hochgetragenen Nasen:
„Aus deiner Zeitung – das sind ja Blasen,

Die Kerle, die's schreiben, halb Füchse, halb Hasen.
Und was sie schreiben, sind elende Phrasen.“

Aber nehmt uns die Phrasen auch nur auf drei Wochen,
So wird der reine Unsinn gesprochen,

Und du – du suchst wohl krampfhaft zu lachen –
Du würdest keine Ausnahme machen.

Gerhard Stadelmaier

Lob der Lügenpresse

Wie stirbt der berühmteste deutsche Romancier des neunzehnten Jahrhunderts? Stilvoll. Mit einer Zeitung in der Hand. Bevor Theodor Fontane am Abend des 20. September 1898 gegen 21 Uhr für immer die Augen schloss, blätterte er in der „Deutschen Rundschau“, in der noch sechs Jahre zuvor sein Roman „Frau Jenny Treibel“ zuerst in gut honorierten Fortsetzungen erschien, bevor er als schlecht honoriertes Buch zweifachverwertet wurde. Der große Fontane war zwar ein Schulabreicher, Apotheker, Apothekerabreicher und anderes Abbrechender mehr: als Museumswärter, Sprachlehrer, Bibliothekar, Akademie-Sekretär. Bevor er das Balladendichten und sehr spät das Romanschreiben anging. Was er aber nie abbrach, war seine lebenslange Zeitungssucht, sein Augen- und Neugierfutter „von morgens früh und abends spät“, seine von Volten und Verrenkungen („ich habe mich für dreißig Silberlinge an die Reaction verkauft“) nicht freie geschmeidige Virtuosität im Umgang mit Zeitungen. Wobei mit „morgens früh und abends spät“ nicht nur ein Tages-, sondern ein ganzer Lebenslauf mitgemeint sein darf.

Abgesehen davon, dass Fontane seine Bildung nicht auf sowieso nur sporadisch besuchten Schulbänken, sondern von Kindheit an aus den illustrierten Blättern sich aneignete, war er die längste Zeit seines Lebens Zeitungsschreiber. Erst bei liberalen Organen wie der „Dresdner Zeitung“, dann bei konservativeren Blättern, sogar festangestellter Redakteur der erreaktionären „Kreuzzeitung“ (er hatte eine Familie zu ernähren, und die Reaktionäre zahlten halt besser als die Liberalen). Er war Reporter auf Kriegsschauplätzen, Korre-

spondent und Auswerter ausländischer Gazetten, „Regierungsschweinehund“ im Dienste preußischer Pressenlenkungsbüros erst in Berlin, dann in London. Endlich aber avancierte er zum pointenführenden Theaterkritiker des hauptstädtischen Deutschlands für die berühmte „Vossische Zeitung“.

Die kürzere Zeit seines Lebens, im Grunde waren es nur rund zehn Jahre, war er nach seiner Pensionierung als Theaterkritiker (mit siebzig!) ausschließlich Schriftsteller – dessen Stoffe sich intensiver, lustvoller Zeitungslektüre verdankten. Vorzüglich aus dem Ressort „Vermischtes“, ergo Liebe, Drama, Duelle, Mesallianzen. Was dann in Zettelkästen um- und umgeschichtet wurde. Bis wiederum eine Zeitung oder Zeitschrift anbiess und zum Beispiel vor einer „Hurengeschichte“ wie „Irrungen, Wirrungen“ nicht zurückzuckte. Der Romancier als Netzwerker in einem unaufhörlichen Kreislauf. Der das grandios erfindet – was er vorfindet.

Der Fünfundsiebzigjährige, dem die „besten Plätze“ alle leer geräumt scheinen und den, „was noch lebt“, nicht mehr allzu sehr reizt, demonstriert in seinem 1895 geschriebenen „Zeitung“-Gedicht, einem seiner letzten, dass er der Zeitung nicht nur Stoffe entsaugt, sondern dass sie für ihn purer Sauerstoff ist. Überlebensluft. In munter elegant dahinholperndem Versmaß zeigt er seine lebenslange Verliebtheit ins „Mogeln“ und ins „Betören“, genießt, „wie sie sich zanken und sich verhetzen“. Es geht ihm nicht um das, was nur phantasielose Trottler als letzthinnige Weisheit dem täglichen Blatte zu entnehmen wünschen, als sei dieses eine Art Bibel. Es geht ihm um den Tumult auf dem Tummelplatz des

Chiffrierens und Inszenierens, des Theaters im Leitartikel. Adolf Stoecker (antiseimischer Hofprediger), Wilhelm Joachim von Hammerstein (skandalumwitterter Chefredakteur), „Antrag Kanitz, Edler zu Putlitz und Edler von Planitz“ – Namen und Affären, die heute keiner mehr kennt. Aber man spürt im jagenden Reim noch die Hitze, die sie im sich „vor Vergnügen die Hände“ reibenden Zeitgenossen erzeugt hat. Der diese Scheinwelt in die Seinswelt seiner Romane verwandelt.

Und dass die schönste Lügenpresse sowieso besser, klüger und informativer ist als die beschränkte Besserdumppfisserei der vorgeblichen Phrasen- und Blasenverächter (immerhin auch ein Nietzsche darunter!), die sich des „rechten Lichts“ sicher sind, lässt der alte Spötter Fontane („aber enfin; das schadet nichts“) in seiner Gegenverachtung des „Weisheitsschnitts mit eignem Messer“ messerscharf aufblitzen: Jeder Leser sein eigener, dumme Zeitungsschreiber – „so wird der reine Unsinn gesprochen“. (Ist leider rund hundert Jahre später schauderhaft wahr geworden!) Nichts konnte den Alten so sehr empören, „als auf Zeitungsschreiber schimpfen zu hören“. Wir also grüßen über die Jahrhundertte hinweg: einen großen Bruder!

Theodor Fontane „Gedichte“. Hrsg. von Karl Richter. Reclam Verlag, Ditzingen 1998. 212 S., br., 5,- €

Von Gerhard Stadelmaier ist zuletzt erschienen: „Umbruch“. Roman. Zsolnay Verlag, Wien 2016. 222 S., geb., 22,- €

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.